№ 14 — Neue Gartenlaube. — 1898

Beilage zum „Danziger Courier“.

Der falsche Erbe.

Novelle von C. Flister.

[1]

I.

Es war an einem Novembertag abends gegen acht Uhr, als ein junger vornehm gekleideter Mann durch die im Osten Berlins belegene *-Straße schritt. Obwohl um diese Zeit in dieser Gegend ein reger Verkehr herrscht, ist diese enge, düstere Straße nie belebt. Den Havelock fest um die Schultern gezogen und den Hut tief in die Stirn gedrückt, verfolgte der junge Mann eine Dame, die ihm in kurzer Entfernung voranging. Trotz der herrschenden Kälte plagte den jungen Mann im Havelock eine unerträgliche Hitze, sein Herz klopfte, und im Kopf fühlte er ein leichtes Sausen.

Dieser aufgeregte Zustand, den er durch einen ruhigen, nachlässigen Gang zu verbergen suchte, wurde dadurch erzeugt, daß er in der vor ihm hergehenden Frau eine Aehnlichkeit mit einer schönen jungen Dame entdeckte, die er bis zum Sterben, aber hoffnungslos liebte.

Er war jung, er kannte Berlin, und deshalb wußte er auch den ganzen Umfang der Deutungen, denen sich ein junges und schönes Mädchen aussetzte, wenn man es um diese Stunde, in dieser Straße allein erblickte.

Der junge Mann war Student, und wenn man dies bedenkt, so kann seine Liebe romanhaft erscheinen, thatsächlich liebte er aber eben so wahr als leidenschaftlich und der Gegenstand war seiner Neigung vollkommen würdig.

Er liebte in der reizenden Helene von Berg die Tugend selbst, die züchtige Grazie und die Achtung gebietende Heiligkeit. Helene verdiente in der That der Gegenstand einer platonischen Liebe zu sein, einer Liebe, so hoch und rein, wie der Himmel in seinem heitersten Blau.

Der flackernde Schein einer Gaslaterne fiel plötzlich auf die Gestalt der unbekannten Schönen. Formen, so schwellend und anmutig konnte nur Helene haben. Dieser leichte, schwebende Gang gehörte nur ihr an.

Unter dem schwarzen Sammethut fielen



Jordan von Kröcher.

schwere, dunkle Flechten über den schneeweißen Hals herab; der weiche Shawl lag wie angegossen auf der schönen Büste, die reizenden Umrisse flüchtig abzeichnend. Der kleine Fuß, mit schwarzen, glänzenden Stiefelchen bekleidet, schien kaum den Boden zu berühren.

Der junge Mann beschleunigte seine Schritte, ging rasch an ihr vorüber, und wendete sich, um ihr in das Gesicht zu sehen — sie war verschwunden. Eine heisere Klingel deutete die Thür an. Er trat rasch zurück und sah in einen langen finstern Gang, der durch eine Holzgitterthür von der Straße geschieden wurde. Am Ende des schmalen Ganges zeigten sich die ersten Stufen einer beleuchteten Treppe. Leicht wie eine Sylphide schwebte die Schöne rasch hinauf.

„Was ist das?“ fragte sich bebend der junge Mann. „Zu wem geht sie? Wer kann hier wohnen, den Helene ohne Nachteil für ihre Ehre besuchen darf? Und warum wählt sie den späten Abend?“

Er trat zurück und lehnte sich an die schwarze Mauer des gegenüber liegenden Gebäudes. Furchtbare Gedanken durchkreuzten seinen erhitzten Kopf. Das Haus war wie alle Häuser jener abgelegenen dunklen Straßen, schmutzig, eng und aus vier Stockwerken bestehend, deren jedes drei Fenster hatte. Die beiden schwarzen Laden des Erdgeschosses waren fest verschlossen. Da erhellten sich plötzlich zwei Fenster des zweiten Stocks, und der atemlose Lauscher glaubte den Kopf Helenes zu bemerken, deren Schattenrisse sich in den leichten Gardinen zeigten. Dann erlosch das Licht, und das verhängnisvolle Haus lag im Finstern.

Wut und Verzweiflung bemächtigten sich des jungen Mannes, der alles sah und fühlte, was die von einer furchtbaren Eifersucht erhitzte Phantasie nur erschaffen kann.

„Und wenn ich das Schrecklichste erfahre,“ dachte er, „ich muß wissen, ob ich mich täusche oder nicht. Vielleicht lerne ich den Grund kennen, der Helenes Großmutter veranlaßte, meine Annäherung entschieden zurückzuweisen. Ach und sie, von der ich mich geliebt wähnte, billigt das Verfahren der alten herzlosen Frau. Sie richtet keine Zeile des Trostes an mich, sie vermeidet vielmehr die Kreise, in denen sie mich zu finden glaubt. Es wäre entsetzlich, wenn ich mir hier die Lösung dieses Rätsels holen müßte.

Helenes Großmutter, des armen Mädchens einzige Stütze, ist unbemittelt, aber sie spielt gern die große Dame, und liebt Ueberfluß und Bequemlichkeit, großer Gott, ich wage nicht, meine Gedanken weiter auszuspinnen. Es ist ja möglich, daß ich mich nicht getäuscht habe."

Die Arme verschlungen und die glühenden Blicke nach dem Hause gerichtet, stand er wohl eine halbe Stunde da, als plötzlich die Fenster sich wieder erhellten. Man hörte deutlich das Oeffnen und Schließen der Thüren in dem leicht gebauten Hause.

Der Lauscher war in zwei Sprüngen an der Gitterthür, damit er dem Mädchen, wenn es zurückkehrte, deutlich in das Gesicht sehen konnte.

Zwei Minuten verflossen, und an der erhellten Treppe im Hintergrunde des Ganges erschienen zwei Personen.

Es war eine alte Frau und ein junger Mann.

Die Alte war schmutzig gekleidet, trug aber eine große weiße Haube mit breiten roten Bändern auf dem Kopf. Ein rotes, wollenes Tuch, deren Zipfel auf dem Rücken zusammengeknotet waren, bedeckte ein schlechtes verschossenes Kleid. Der junge Mann, dem sie die Treppe hinableuchtete, war höchst vornehm gekleidet: er trug einen dunklen modernen Anzug und einen Cylinder. Sein zartes rotes Gesicht glich in allen Stücken dem jener jungen Leute von etwa fünfundzwanzig Jahren, von denen man sagt, daß sie in dem Kontor des reichen Vaters arbeiten, um später das große Geschäft desselben zu übernehmen, daß sie aber außerdem das Leben eines Barons führen.

Lächelnd ließ er sich von der Alten den Mantel um die Schultern werfen, den er bisher über dem Arm getragen hatte.

Dann sah er nach der Uhr, grüßte vornehm herablassend und verließ die Alte, die schwerfällig wieder die Treppe hinanstieg. In dem Augenblick, als er das Holzgitter öffnete, trat ihm der Student entgegen.

„Mein Herr, sind Sie in diesem Hause bekannt?" fragte er mit bebender Stimme.

„Ob ich bekannt bin?" stammelte bestürzt der Angeredete. „Wie können Sie glauben —"

„Ich bitte, sagen Sie mir, wer im zweiten Stock wohnt?"

„Ich weiß es nicht."

„Aber Sie kommen doch von dort?"

„Ja!"

„Nun, so müssen Sie doch wissen, bei wem Sie gewesen sind?"

Diese rasch und heftig ausgesprochenen Worte schienen den Gefragten in eine große Verlegenheit zu setzen, er rückte den Hut tief in die Stirn hinab und zog den Mantel bis an das Kinn hinauf, so daß nur seine Nase sichtbar blieb.

„Haben Sie Gründe, Ihren Besuch zu verheimlichen?" fuhr der Aufgeregte fort.

„Mein Himmel, warum fragen Sie mich danach?"

„Ich bitte nur, mir Auskunft zu geben. Wer war die alte Frau?"

„Die alte Frau? Lieber Herr, ich bedauere, daß ich nicht dienen kann — guten Abend!"

Der Unbekannte sprang bei Seite und verschwand in einem Seitengäßchen.

„Er fürchtet erkannt zu werden," flüsterte der Student vor sich hin. „Helene, wenn Du es bist."

Der arme junge Mann versank in ein tiefes Nachsinnen. Tod und Leben hing von der Lösung dieser Frage ab. Er wartete noch eine Viertelstunde, die ihm zu einer Ewigkeit wurde. Die Arbeiter, die in heitern Gesprächen an ihm vorübergingen, beneidete er; er hielt sich für einen aus der Welt Ausgestoßenen. Da schlug das Rauschen eines seidenen Frauenkleides an sein Ohr. Er blickte auf, und Helene schwebte an ihm vor über, er erkannte sie, obgleich sie den weißen Schleier herabgezogen hatte.

In dem Lichtkreise der nächsten Laterne hielt eine Droschke, die langsam herangekommen war, ohne daß sie der junge Mann bemerkt hatte. Als er aufsah, stieg Helene ein, und der Wagen rollte davon. Rasch warf er noch einen Blick nach dem Hause, um jetzt die letzten Zweifel zu lösen, die er zur Ehre seiner Angebeteten noch hegte. Bald sollte er auch diese Zweifel verlieren.

Der Wagen bog in eine breite, belebte Straße, und hielt vor dem glänzend erleuchteten Laden einer Putzmacherin an. Die Dame stieg aus und ging in den Laden. Als der Student an das Fenster trat, stand Helene vor dem Ladentisch, und die Putzmacherin, eine Frau von dreißig Jahren, präsentierte der Käuferin, die nun ihren Schleier zurückgeschlagen hatte, einen Karton, dessen Inhalt dieselbe genau besichtigte. Der Student vernahm jedes Wort, welches in dem Laden gesprochen wurde.

„Wählen Sie dieses," sagte die Verkäuferin, „es ist nicht allein das Neueste, es muß in Ihrem schwarzen Haar auch einen reizenden Gegensatz bilden. Ich bitte, legen Sie einen Augenblick den Hut ab und prüfen Sie."

Helene warf ihren Hut auf den Tisch. Die Putzmacherin ergriff den Schmuck, neigte sich über den Tisch, und befestigte ihn in dem vollen Haar der Käuferin. Dann reichte sie ihr einen runden Handspiegel. Helene betrachtete sich lächelnd und mit großer Zufriedenheit.

Ach, und der Lauscher konnte deutlich das jugendliche, anmutige Gesicht sehen, er konnte bemerken, wie reizend der Schmuck in dem glänzenden Schwarz der Haare sich ausnahm.

„Habe ich nicht recht?" fragte lächelnd die Verkäuferin.

„O, sie hat recht," flüsterte der Student mit einer gräßlichen Bitterkeit, indem er seine heiße Stirn an die kalten Glasscheiben drückte. „Helene ist ein Engel, aber ein gefallener Engel."

„Nennen Sie mir den Preis dieses Schmuckes," sagte die Käuferin, indem Sie denselben in der Hand hielt und immer wieder betrachtete.

„Dreißig Mark."

Helene zog ihre Börse und warf das Geld auf den Tisch, ohne um den Preis zu feilschen.

Der Student, der wußte, daß eine solche Ausgabe für solche überflüssigen Sachen die Kasse Helenes bisher nicht erlaubt hatte, bebte bei dem Klang des Geldes zurück. Die Käuferin nahm den Karton, grüßte mit der ihr eigenen, unbeschreiblichen Anmut, verließ den Laden und sprang leichtfüßig in den Wagen, der rasch davonfuhr.

Wie vernichtet stand der junge Mann an seinem Platz. Er hatte alle seine Hoffnungen, und was noch schmerzlicher war, seinen unerschütterlichen Glauben an die Heiligkeit des Mädchens verloren, das er mit dem glühenden Empfinden der ersten Liebe anbetete. Die schrecklichsten Augenblicke seines Lebens waren eingetreten. Er schwankte zwischen zwei furchtbaren Gegensätzen. Da rüttelte ihn ein Stoß, der seine Schulter traf, empor.

„Vorgesehen, Herr! Ich will die Laden vor die Fenster setzen!" rief eine rauhe Stimme.

Es schlug neun Uhr, und der Hausdiener schloß die Schaubühne, auf welcher der Student die letzte Scene des inhaltschwereren Dramas seines Lebens gesehen hatte. Wie ein Trunkener schwankte er seiner Wohnung zu.

Um Mitternacht hatte er noch nicht den ersehnten Schlaf gefunden, unruhig warf er sich auf seinem Lager hin und her. Er zweifelte nicht daran, daß Helene einen andern liebte.

II.

Ernst Waldow gehörte einer sehr armen Familie an. Er war auf Kosten eines Bruders seines früh verstorbenen Vaters erzogen, hatte nach gut bestandener Prüfung die Universität in Berlin bezogen, hier Medizin studiert und stand nun in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahr vor dem Staatsexamen. Sein Wohlthäter, der viele Jahre hindurch ein großes Bankhaus geleitet und sich ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, war vor einem Jahr plötzlich am Herzschlag gestorben. Man glaubte allgemein, Ernst, der ein Liebling des alten Bankdirektors Waldow gewesen, würde nun auch der Erbe seines großen Vermögens werden, allein ein jüngerer Bruder des Verstorbenen, der ehemalige Fabrikant Paul Waldow, hatte nachgewiesen, daß Ernsts Vater nur ein Halbbruder des verstorbenen Direktors gewesen sei, und das ganze beträchtliche Vermögen war nun auf den fünfzigjährigen Fabrikanten Paul Waldow, der infolge seiner Verschwendungssucht und seines Leichtsinns wiederholt in Bankrott geraten war, übergegangen, da der Verblichene kein Testament hinterlassen hatte. Die Entscheidung des Gerichts war seit vier Wochen bekannt, und Ernst aller Mittel beraubt, auf die Wohlthätigkeit des reichen Erben angewiesen. Er bewohnte noch einige Zimmer in dem Hause des verstorbenen Bankdirektors, welches im Tiergarten-Viertel lag. Die übrigen Räume hatte bereits der Fabrikant bezogen, und Maler und Tapezier waren beschäftigt, sie fürstlich einzurichten.

Um dieselbe Zeit, als Ernst sein Schicksal in betreff der Erbschaft, die er im ungünstigsten Fall mit dem Fabrikanten zu teilen gehofft, erfahren, hatte er auch einen Brief von der alten Frau von Berg erhalten, worin sie ihn ersuchte, jede Annäherung an Helene ferner zu vermeiden, da ein Liebesverhältnis, das unmöglich zu einer Ehe führen könne, ein junges Mädchen bloßstellen müsse, zumal wenn es nichts als seinen unbescholtenen Ruf besitze.

Ernst sah noch einmal Helene, und da er in ihrem Betragen eine kalte Zurückgezogenheit zu bemerken glaubte, zog er den Schluß, daß Großmutter und Enkelin sich des enterbten jungen Mannes entledigen wollten.

Anfangs hielt er Helenes Betragen nur für eine Folge ihres Gehorsams und ihrer Abhängigkeit von der alten Frau, die eine kleine Witwenpension mit ihr teilte; aber seit den Erfahrungen jenes Abends hatte er jede Hoffnung aufgegeben.

„Sie hat nur meine Bewerbungen ange-

nommen,“ dachte er, „weil sie in mir einen reichen Mann zu bekommen glaubte. Den armen Studenten beachtet sie nicht mehr, sie sucht andre, vorteilhaftere Verbindungen. Aber mit welchem Recht,“ fragte er sich beschämt, „kann ich ihrem Gang nach der einsamen Straße eine solche Deutung unterlegen? Wenn sie einen Akt der Wohlthätigkeit vollbracht hätte? Gebe der Himmel, daß ich den reinen Engel durch meine Annahme gekränkt habe, ich will gern die mir selbst auferlegten Qualen ertragen, wenn nur sie von keinem Vorwurf getroffen wird.“

Nach der unter Zweifel und Hoffen verbrachten Nacht erschien ihm Helene in einem andern Licht als zuvor.

Er betete sie an, er liebte sie mit der ausschweifenden Angst der Hoffnung, mit der Wut der aufgestachelten Eifersucht. Das Verbot der alten eigensinnigen Großmutter galt ihm nichts mehr, an der Auflösung des geheimnisvollen Knotens lag ihm alles, und er beschloß, ihn zu lösen, es möge kosten, was es wolle.

Gegen zehn Uhr morgens trat der Fabrikant Waldow in sein Zimmer. Es war das erste Mal, daß er den Erben des großen Vermögens begrüßte. Ernst besaß zu viel Takt, um dem alten Gecken den Groll merken zu lassen, der in seinem Herzen schlummerte. Der Fabrikant hatte bereits große Toilette gemacht; er trug einen kostbaren kurzen Pelzrock, um jugendlich zu erscheinen, und eine braune Perücke, der es deutlich anzusehen, daß sie erst kürzlich aus den Händen des Künstlers hervorgegangen war. (Fortf. folgt.)



Straße in Port-au-Prince mit dem deutschen Konsulat.

Am 2. Dezember vorigen Jahres gingen die beiden Schiffe „Charlotte“ und „Stein“ von St. Thomas unter dem Befehl des Kapitäns z. S. August Thiele in See. Am 4. Dezember trafen sie auf der Rhede von Puerto Plata (Republik Santo Domingo) ein, woselbst S. M. S. „Charlotte“ den von Port-au-Prince weggegangenen deutschen Geschäftsträger Grafen v. Schwerin und dessen Gemahlin an Bord nahm. Am 6. Dezember langten sie um 7 Uhr morgens auf der Rhede von Port-au-Prince an und legten sich klar zum Gefecht 2400 Meter von der Stadt entfernt vor Anker. Um 8 Uhr wurde von einem Offizier von S. M. S. „Charlotte“ das Ultimatum dem Hafenkapitän für den Präsidenten von Haïti überreicht. Gleichzeitig wurden durch Boote von beiden Schiffen die im Hafen liegenden Handelsschiffe veranlaßt, den Hafen zu verlassen, da nach Ablauf des Ultimatums die Feindseligkeiten würden eröffnet werden. Auf die beiden im Hafen befindlichen deutschen Dampfer hatten sich fast alle Deutschen begeben. Um 3/4 12 Uhr wurde auf beiden Schiffen eine kurze Andacht gehalten. Um 12 1/4 Uhr war alles klar zum Gefecht (das Ultimatum lief um 1 Uhr ab). Alles war in der größten Spannung, unsre Leute brannten darauf, einmal scharf zu feuern, da ging um 1/2 1 Uhr auf dem Präsidentenpalast die weiße Flagge empor und auf dem Wasser erschien ein Parlamentärboot. Die in ihm befindlichen Bevollmächtigten des Präsidenten überbrachten dem Kapitän z. S. Thiele die Nachricht, daß die haïtianische Regierung alle Punkte des Ultimatums annehme. Nachmittags um 4 Uhr war die von uns geforderte Entschädigung von 20000 Doll. in Gold an Bord der „Charlotte“, an demselben Tage noch wurde die deutsche Flagge salutiert und der Salut von der „Charlotte erwidert. Graf v. Schwerin übernahm wiederum seine Geschäfte und damit war der Zwischenfall erledigt. Obiges Bild führt das deutsche Konsulat in Port-au-Prince vor den Blick.

Eine Gotthardbahn in Venezuela.

Unter den bemerkenswerten Eisenbahnen der Gegenwart nimmt diejenige, welche die venezolanische Hauptstadt Caracas mit ihrem Hafenplatz La Guayra verbindet, einen hervorragenden Platz ein. Caracas ist nämlich in der Luftlinie kaum sechs englische Meilen von La Guayra entfernt, aber es liegt zwei Drittel Meilen höher, und die Bahn braucht zwei und halbe Stunde, um dorthin zu gelangen. Diese Bahn, mit den Wundern einer großartigen sie umgebenden Natur, kann sich neben der Gotthardbahn in allen Ehren sehen lassen. In kunstvoll geführten Schleifen windet die Lokomotive sich 3000 Fuß hinauf und lange Tunnel, in das weiße, rötliche Gestein gehauen, bilden die Knoten der Schleifen. Auf jedem Punkte kann man die Schienenstraße, den zurückgelegten wie den noch zu durchmessenden Weg etagenförmig sich aufbauen sehen und dabei hat man immer das weite Meer vor sich, über das man sich bei jeder Windung mehr erhebt. Der Zug hat nie mehr als fünf oder sechs kleine und leichte Wagen, doch ist die schon 1883, nach den Plänen des Expräsidenten Guzman Blanco erbaute Strecke an und für sich sicher und dauerhaft und man hat bisher von einem eigentlichen Eisenbahnunfall noch nichts gehört. Gleichwohl ist die Bahn eine gefährliche wegen der Felsstücke, die sich ab und zu von dem vielfach zerklüfteten Gestein lösen und dann auf das Geleise herabfallen. Besonders zur Regenzeit war schon wiederholt der Verkehr länger als eine Woche unterbrochen, so gründlich hatte die Natur das Auftürmen der Hindernisse besorgt.

Zu unsern Bildern.

Jordan von Kröcher wurde am 12. Januar zum Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, nach Ablehnung der Wiederwahl des bisherigen Präsidenten der preußischen Kammern Geheimrat von Köller gewählt. Der Genannte, dessen Porträt unsre erste Seite schmückt, wurde am 29. Mai 1846 geboren und ist Hauptritterschafts-Direktor von Winzelberg (Provinz Sachsen) und Voigtsbrügge (Provinz Brandenburg). Derselbe besuchte von 1859—1865 das Gymnasium zu Gütersloh und studierte dann kurze Zeit in Berlin und Göttingen. Nach Ausbruch des Krieges 1866 trat er bei dem 6. Ulanenregiment ein, wurde bald darauf zum 16. Ulanenregiment und 1867 zum 1. Gardedragonerregiment versetzt, bei dem er auch den französischen Krieg mitmachte. Im Jahre 1875 nahm er seinen Abschied, um sich der Bewirtschaftung seiner Güter zu widmen. — von Kröcher vertritt seit 1888 den Kreis Potsdam (West- und Ostpriegnitz), als dessen Vertreter er auch schon von 1879—1883 dem Abgeordnetenhaus angehört hatte.



Frauenrechte. In Amerika ertönt eine Stimme in Frank Leslies „Sunday Magazine", welche auch in den Herzen unsrer, der allzu freien Richtung abholden Frauen ein beifälliges Echo finden wird. Es heißt dort: „Mein Hauptwunsch besteht nicht darin, daß der Frau neue Rechte eingeräumt werden, sondern darin, daß sie sich stets der hohen Rechte bewußt sei, welche sie schon hat. Ihr erstes Recht ist, ihr Haus glücklich zu machen. — niemand hat ihr noch dieses Recht bestritten. Außerdem hat die Frau das besondere und hauptsächliche Recht, die Kranken zu trösten und zu pflegen. Sie hat das Recht, für die Armen zu sorgen, den Gatten im Kummer aufzurichten. Wie unklug handeln die Ehemänner, welche niemals ihren Frauen geschäftlichen Kummer mitteilen. Vielleicht wäre die Frau nicht fähig gewesen, die sich darbietenden Schwierigkeiten zu entwirren, — sie hätte aber die Sorgen mitgetragen! Ihr Männer habt kein Recht, die Last auf eine Schulter zu nehmen, welche zweien zugedacht ist."

Chinesische Reklame. Der französische Reisende Charles Louten bringt in einer Pariser Zeitung die wörtliche Uebersetzung eines Aushängeschildes an der Bude eines chinesischen Tintenfabrikanten, welcher in dem Anpreisen seiner Ware den europäischen Marktschreiern nichts nachgiebt: „Sehr gute Tinte, sehr schöne, sehr alte Bude. Mein Großvater, mein Vater und ich machen diese Tinte. Sie ist schön und hart (die Chinesen schreiben mit Tusche), ausgezeichnet schön, schwarz vorher und nachher. Ich verkaufe sehr gute Tinte, der erste Ankauf ist sehr teuer. Diese Tinte ist schwer, sie ist aus Gold, niemand kann solche Tinte machen. Andre machen Tinte, um Geld zu verdienen und um zu betrügen, ich allein mache sie um der Ehre willen. Viele vornehme Leute kennen meine Tinte, meine Familie betrügt nie. Ich machte Tinte für den Kaiser und alle Mandarine, die ihn umgeben. Alle Leute von einiger Bedeutung müssen in meine Bude kommen und meinen Namen wissen: Ungwanschi Cotschu."

Höchstes Lob. Grenadier Schulze (ein Kotelett verzehrend): „Hunger ist der beste Koch, aber die beste Köchin sind Sie Paulineken!"

Wohlfeile Zeche eines Kaisers. Kaiser Joseph II. kam einst auf einer Reise in den Niederlanden spät abends in einem Gasthof an, dessen Inhaber ein Engländer war. Da der Kaiser, wie gewöhnlich ohne Gefolge war und nur von einem einzigen Adjutanten begleitet war, so hatte der Wirt keine Ahnung von dem hohen Rang seiner Gäste. Da überdies wegen des Jahrmarktes sein Haus ganz voll war, so nahm er keinen Anstand, die beiden Ankömmlinge in der schlechten Kammer eines Nebenhauses unterzubringen. Der Kaiser und sein Begleiter waren damit zufrieden und begaben sich, nachdem sie etwas Schinken und Brot gegessen hatten, zur Ruhe. Des Morgens zahlten sie ihre Zeche, welche drei Schillinge sechs Pfennige (englisch) betrug, und fuhren davon. Wenige Stunden später kam ein Teil des Gefolges und fragte nach dem Kaiser. Als der Wirt nun den Rang seiner Gäste erfuhr, wurde er sehr ärgerlich. „Machen Sie sich nichts daraus," sagte einer von dem Gefolge, „der Kaiser ist an solche Abenteuer gewöhnt und wird es Ihnen nicht nachtragen." „Aber ich werde mir's nachtragen," entgegnete der Wirt; „denn ich kann es mir nie verzeihen, daß ich einen Kaiser mit einer Zeche von drei Schilling sechs Pfennigen davonziehen ließ."

Das Glasauge des Delinquenten. Kürzlich wurde in Paris der Raubmörder Crampon hingerichtet. Auf dem Wege von der Zelle zur Guillotine richtete der hochwürdige Abbé Valadier, der den zum Tode Verurteilten auf seinem letzten Gang begleitete, an denselben die Frage, ob er noch eine Enthüllung zu machen habe. „Nein, Herr Abbé," antwortete derselbe, „ich habe Ihnen nichts zu sagen; aber ich kann Ihnen ein Geschenk machen, wenn Sie es gestatten." Bei diesen Worten zog Crampon sein Glasauge — denn er hatte ein solches — aus der Augenhöhle heraus und überreichte es dem Priester. „Da, nehmen Sie es als Andenken von mir! Der Abbé Valadier nahm das Auge und bewahrte es auf.

Ah — so.

„Was seh' ich, Dein Geldschrank ist ja mit lauter Briefen gefüllt, welche die Handschrift meines Sohnes zeigen?"

„Natürlich! — Liebesbriefe an meine Tochter und so glühend geschrieben, daß er sie in meinem Eisenschrank aufbewahren muß, um ein Brandunglück zu verhüten."

Zweisilbige Scharade.

Was großes dem Blick die Vergangenheit zeigt,
Und was uns die Stunde verkundet,
Was edles dem Schoße der Zukunft entsteigt.
Das ist in der Ersten begründet
Sie wogt durch das Leben und altert nimmer;
Doch nichts widersteht ihr, sie stürzt es in Trümmer.

Die Zweite nur strebt der verschlingenden Flut,
Die Ersten ihr Sein zu entreißen:
Sie flügelt sich aufwärts mit wachsendem Mut,
Schweigt in der Unendlichkeit Kreisen.
Und alle Thaten, so kleine als große,
Entsteigen nur ihrem gebärenden Schoße.

Das Ganze geht stolz seinen eigenen Gang,
Belächelt des Menschen Gedanken,
Nicht zähmt es die Macht, nicht eisernen Zwang,
Kühn bricht es die irdischen Schranken;
Und ob auch die Menschheit in Hader zerfiele,
Es führt sie doch endlich zum herrlichen Ziele.

(Auflösung folgt in Nummer 16.)

In der Sommerfrische. Wirt (abends): „Nun, wie hat's Ihnen denn in unsrer Gegend gefallen?" Fremder: „Es ist wirklich großartig, hier!" Der Nachbar (leise): „Nicht so aus Rand und Band das wird hier alles angerechnet!"

Dreisilbige Scharade.

(Für unsre kleinen Leser.)

Die Erste siehst am Himmel Du
In ihrer Pracht, in ihrem schönen Glanze,
Dann ruf' ich Dir die beiden letzten zu.
Willst Du zu bald erraten mir das Ganze,
Ganz still und stumm auf ihr der Denker sieht,
Erhaben überm irdischen Getümmel,
In stiller Nacht von Sturm und Frast umweht,
Den Forscherblick gerichtet nach dem Himmel.

Zahlen-Buchstabenrätsel.

		•	2	1	8	3	9	9	Meer.
				2	1	8	9	7	Anerkennung.
			9	8	6	4	1	8	Männlicher Vorname.
			5	4	1	2	7	9	Botan. Name einer Südfrucht
			6	1	4	7	6	3	Planet.
				3	2	7	8	9	Chirurgisches Instrument.
		8	1	9	3	8	9	7	Deutsche Hauptstadt.
		4	7	8	1	9	4	3	Männlicher Vorname.
1	2	3	4	5	6	7	8	9	Frauenname.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Verantwortlicher Redacteur W. Herrmann, Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.